

Aus dem Steyrer Geschäfts- und Unterhaltungskalender von 1949

## Steyrer Dichterabend

*Von Prof. Anton Neumann*

Am 5. Mai 1948 veranstaltete das Kulturamt einen „Steyrer Dichterabend“. Prof. Anton Neumann hielt nachstehenden Einführungsvortrag:

Immer noch begegnet man in Urteilen über die Kleinstadt der Meinung, diese sei so eine Art Hinterwäldlertum, ohne eigenes geistiges Leben, eng und beschränkt im Urteil, mit geringen Bildungsmöglichkeiten, ein mehr oder weniger dumpfes Vegetieren, kurz, die Bezeichnung Provinz= oder Kleinstadt hat einen beinahe verächtlichen Klang. Zweifellos ist die Großstadt als Brennpunkt des geistigen Lebens, wo schöpferisch tätige Kräfte in großer Zahl zusammenströmen, von ausschlaggebender Bedeutung für die Kultur eines Landes, aber das Kulturniveau hängt nicht von der Großstadt allein ab— ihr Glanz könnte ja auch ein erbogter sein — sondern davon, inwieweit im ganzen Volke geistige Kräfte lebendig sind und nicht nur passiv aufnehmen, sondern auch aktiv zu gestalten versuchen. Und wer richtig Umschau hält, wird feststellen können, dass überall, auf dem Dorfe wie in der Stadt, in allen Ständen und Berufen, ob Bauer oder Arbeiter, Handwerker oder Kaufmann oder Beamter Menschen sich finden, die nicht in der Fron des Alltags aufgehen, nicht in billigen Vergnügen ihre Freude suchen, sondern die den Sinn für das Schöne sich bewahren, sich mit den Fragen des Seins beschäftigen, den letzten Dingen nachgehen, sich mit ihnen auseinandersetzen, sie künstlerisch zu bewältigen und in gültige Form zu bannen suchen. Und bei diesem Streben kommt es nicht so sehr darauf an, Höchstes, Vollkommenstes zu schaffen — wohl dem, dem es gelingt! — sondern darauf, dass diese Kräfte nie aufhören zu wirken, lebendig zu sein; mag das Volk verarmen an materiellem Gut, an geistigem künstlerischem bleibt es reich und kann der Welt noch schenken.

Solche Kräfte können aber auf die Dauer nicht im Dunkel gehalten werden, sie bedürfen der Öffentlichkeit, sie bedürfen der Kritik, durch die und an der sie lernen und wachsen können. Daher bietet an diesem Abend, der in erster Linie der Erinnerung an drei Tote, Bachner, Landsiedl und Stöger gewidmet ist, das Kulturamt der Stadt Steyr auch drei Vertreterinnen der jungen Generation Gelegenheit, vor die Öffentlichkeit zu treten: es sind dies Anna Hauser Maria Schedlberger und Alma Behr. Ein eingehendes Urteil über ihr Schaffen ist noch nicht möglich, sie sind Werdende, in Entwicklung Begriffene, Suchende, Anna Hauser mehr dem Epischen zugewendet, Maria Schedlberger wohl Lyrikerin, deren Liebe aber auch dem Roman gilt, um dessen Gestaltung beide noch ringen; Alma Behr neigt nach ersten Versuchen in hochdeutscher Lyrik der Dialektdichtung zu, in der sie die ernstesten Fragen des Seins zu gestalten trachtet. Allen dreien ist gemeinsam tiefe Naturverbundenheit, die sich zur Liebe zur engeren Heimat verdichtet und die sie auch zu den Menschen und ihrer Arbeit führt. Dass die Auseinandersetzung mit den Problemen der Zeit, das Sichversenken in die Schönheit und Größe der Natur zu den letzten Dingen, zum Suchen nach der Erkenntnis des Urgrundes alles Seins führt, ist selbstverständlich bei dem, der nicht bloß einen photographischen Abklatsch der Wirklichkeit geben will.

Vor zehn Jahren schied Sepp Stöger aus dem Leben. Langjährige treue Freundschaft verband ihn mit Hermann Landsiedl und Albert Bachner und dem Maler Hermann Schmied, der auch ein Sohn der Stadt Steyr war. Sein Frisiersalon, wenn man diesen pompösen Ausdruck für seine Werkstatt gebrauchen darf, sah manchen Besuch bedeutender Persönlichkeiten, ich nenne nur den Schriftsteller Ludwig Huna, den Maler Reich, den ehemaligen Burgtheaterdirektor Millenkovich=Morold, die gern und regelmäßig diesen einfachen Mann aus dem Volke besuchten. Stöger entstammte höchst ärmlichen Verhältnissen, ein Kleinhäuslersohn aus dem Wurmbachgraben bei Ternberg; bessere Schulbildung war ihm versagt und noch im späten Alter beklagte er es oft nicht genug gelernt zu haben. Aber mit verbissenem Fleiß und tiefster Hingabe suchte er nachzuholen, was er in der Jugend hatte versäumen müssen,

und las nicht nur eifrig unsere großen Dichter, man konnte ihn auch bei der Lektüre des Ackermannes aus Böhmen, Meister Eckarts oder Jakob Böhmes oder irgendeines Philosophen antreffen, Werken, die auch manchem „Gebildeten“ fremd bleiben. Seine schönsten Stunden feierte er in der Natur, genoss in vollen Zügen deren Schönheit, lauschte in in-niger Freude dem Gesang der Vögel, formte ich durch sein Naturerleben sein Weltbild. Die Welt war ihm so schön, ein Paradies, aber die Men-schen sind schwach, unverständlich, machen sich und anderen das Leben schwer. Dieses Empfinden gewinnt bei ihm sprachliche Gestalt, es ent-stehen tief empfundene Naturbilder und die große Zahl seiner humoris-tischen Gedichte und Skizzen; verfehlt aber wäre es, in ihm den Spaß-macher zu sehen; bitter ernst war es ihm auch in seinen lustigen Ge-dichten, denn nicht spotten und verlachen, bessern wollte er. Das Höchste zu erreichen, war ihm versagt, aber die Ehrlichkeit seines Emp-findens und Strebens, die Unbestechlichkeit seines Gefühls erheben ihn über so manchen seiner „Brüder in Apoll.“

Zehn Jahre werden es auch im Oktober, dass Hermann Landsiedl aus dem Leben schied. Er war ein Einsamer, der durch schöpferische poeti-sche Gestaltung Selbstbefreiung vom schweren, auf ihm lastenden Schicksal suchte, dem er schließlich erlag. (Nach handschriftlichen Auf-zeichnungen von Albert Bachner.) Gefühl war ihm alles, sein Werk um-fasst daher neben seiner Lyrik nur wenige Versuche in Prosa, Skizzen, Märchen und Novellen. Strengsten Maßstab legte er an sein eigenes Schaffen und an das anderer. Ehrfurcht vor der Arbeit erfüllte ihn, der Bauer und sein Grund sind ihm heilig, er leidet mit den Gedrückten und Hilflosen, sei es Mensch oder Tier. Liebevoll versenkt er sich in das An-schauen der Natur, die ihm lebendig von den geheimnisvollen Kräften alles Seins spricht und eine Parallele zum Leben des Menschen gibt. Wandern und Sehnsucht nach den Quellen des Lebens war der Grund-ton seines Liedes. Oft und oft klingt ein frühes Todesahnen auf, am deutlichsten in den Versen „Mit der Abendglocke“:

Schließ mich mit Händen frommen,  
Fernliebste, in dich ein:  
Kann bald ein Abend kommen  
und muss der letzte sein.

Immer und immer wieder kreisen seine Fragen um die letzten Dinge, immer wieder erhebt sich die Frage nach dem letzten Sinn alles Seins, erfüllt ihn Qual und Sehnsucht, Gott von Angesicht zu Angesicht zu schauen, fühlt er sich als Werkzeug in der Hand eines Höheren, dem er vertrauensvoll sein Schicksal in die Hände legt:

Ich wanderte der Jahre Pfade:  
Ein Stücklein krumm, ein andres schnurgerade;  
Und mancher Strecke meiner Reise entsinn ich mich nicht mehr;  
Sie muss in einem andern Reiche liegen...  
Und oft erkenn ich kaum die eigne Spur,  
Seh fremd auf das begangene Geleise:  
Weil ich's nicht selber trat.  
Weil eines Stärkern Hände biegen Anfang und End um mich zu  
wohlgeschloss'nem Kreise.

Im August 1948 jährte sich der Tag, da uns Albert Bachner verließ. In Trattenbach wurde er als Sohn eines Messerschmieds geboren; sein Vater starb an der Lungenschwindsucht und Bachner musste mit 13 Jahren verdienen; er kam zu einem Bauern. Doch Heimweh trieb ihn nach Hause und er wurde trotz des Widerstandes seiner Mutter, die fürchtete, dass auch er der Schwindsucht verfallende, Messerschmiedelehrling. Zehn Jahre blieb er Messerschmied, bis es ihm gelang, einen kleinen Beamtenposten zu erhalten.

Höhere Schulbildung war auch ihm versagt, doch bewahrte er Zeit seines Lebens seinem Volksschullehrer ein dankbares Gedenken, denn dieser hatte ihn in das Reich der deutschen Dichtung eingeführt und ihm die Größe der Natur erschlossen. Was ihm die Schule nicht hatte vermitteln können, suchte er mit eisernem Fleiß nachzuholen und spätere Reisen,

die ihn in die Vogesen, in den Schwarzwald, nach Holland und an die Adria führten, weiteten seinen Horizont. Bewundernd stand er vor dem Straßburger Münster, erhoben und erschüttert zugleich am Gestade des Meeres. Seine Liebe galt aber der heimatlichen Bergwelt, vor allem dem Toten Gebirge, das er immer wieder durchwanderte und dessen unübertroffener Sänger er wurde. Eine stille, aber tiefe Liebe zur Heimat erfüllte ihn und nimmer wurde er müde, ihre Schönheit zu preisen.

Das Gefühl ist ihm das Organ für die Erfassung und die Erkenntnis der Welt, das Gefühl gestaltet sein Weltbild; er ist Lyriker auch in seinen Skizzen und Schilderungen. Er glaubt an das Natürliche und Gute in der Welt und ist erfüllt von tiefer Naturfrömmigkeit und Gläubigkeit. Nicht bloß objektive Schilderung der Dinge ist ihm Ziel, er trachtet, das ihnen zugrunde liegende Gesetz zu erkennen, das alles Bewegende zu erfassen, und wird so zum nimmermüden Gottsucher, dem, wie jedem Ringenden, Krisen nicht erspart bleiben, Krisen, die Auflehnung, dann aber ein stilles, dankbares Sichbescheiden bringen ihm die Erkenntnis, dass trotz allem Weh und Leid der Welt, eine milde und liebevolle göttliche Hand Welt und Menschen führt.

Er war ein unerbittlicher Kritiker seines eigenen Werkes, schied aus, was seinem reifenden Kunstverstand nicht mehr entsprach. Er hat Bleibendes geschaffen, das wert ist, der Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu werden, auf dass sich erfülle, was er als „Inhalt des Seins“ einst formulierte:

Was über dich hinaus wirkt, ist allein  
Der Maßstab für dein Wirken und dein Sein.  
Was mit dir stirbt, zählt zu der Ernte nicht,  
Und was die Nacht verweht, hat kein Gewicht;  
Doch wenn die Strahlen, die du ausgesandt,  
Noch immer glühn, daran du selbst verbrannt,  
Und wenn dein Wort noch unter Menschen lebt,  
Obgleich dein Bild vor keinem Auge schwebt,  
Je später deinen Hauch die Menschheit spürt:  
Je mehr hast du dein Sein mit Recht geführt.